

Karfreitaglitanei gesungen

Karfreitagspredigt in der Marktkirche Hannover am 2. April 2021
Hanna Kreisel-Liebermann

Predigttext Jesaja 53, 1-11

Sie hat ihr Lager neuerdings vor dem ehemaligen Karstadt-Kaufhaus. Mit drei Einkaufswagen sitzt sie dort. Ihre Habe ist übersichtlich und doch schwer zu bewegen. Häufig habe ich sie in aller Öffentlichkeit ihre Morgentoilette machen sehen. Sie hat graue Haare und geschwollene Beine, Auf der Straße altert man schneller. Scham ist ein Luxus, den sie sich nicht leisten kann.

Die Sozialarbeiter erzählten mir, dass sie die Angebote, die sie ihr machen, nicht annehmen will. Ist es die Angst vor der Enge eines Raumes? Die Gewohnheit? Oder bietet die Öffentlichkeit sogar einen gewissen Schutz? Aber nachts? Frauen auf der Straße sind noch mehr Gewalt ausgesetzt als Männer. Wenn ich sie sehe und ihr manchmal etwas gebe, denke ich: es ist zum Gott erbarmen.

Und was wird die Ausgangssperre für sie bewirken?

Ihm sieht man seine Armut nicht an. Er ist gut gekleidet, die Haare sind gestylt. Wäre da nicht das Fahrrad mit den großen Tüten auf dem Gepäckträger und am Lenker. Er sammelt Flaschen, wie er mir erzählt, um über die Runden zu kommen. Er ist sog. Frührentner und einer der fleißigsten Sammler in der Innenstadt, früh am Morgen und spät abends. Im Moment ist der Ertrag seiner Suche minimal. Aber er will nicht die Routine verlieren. Sie strukturiert seinen Tag.

Wir stehen in der Schlange zum Corona-Test, mit Abstand natürlich. Ein junger Mann tritt ein, sportlich, freundlich mit seinem Kind. Er wird in englischer Sprache angesprochen. Ich sehe, wie er zusammenzuckt. Er antwortet höflich in fließendem Deutsch. Seine Hautfarbe ist schwarz. Die meisten Menschen, die eine dunkle Hautfarbe haben und in Deutschland leben, erzählen von ähnlichen Erlebnissen.

Alle drei Tage wird in Deutschland eine Frau von ihrem Lebenspartner oder einem männlichen Familienmitglied ermordet. Das, was häufig in den Medien als „Familiendramatik“ benannt wurde und wird, ist aber ein Femizid: ein Mord wegen des Geschlechtes der Person.

Viele Menschen starben allein. Im ersten Lockdown waren Besuche von Angehörigen auch bei Sterbenden in Krankenhäusern und Pflegeheimen verboten. Das war unsinnig und zutiefst traurig. Viele Pflegekräfte versuchten, was sie konnten, den Schmerz zu mildern und da zu sein – häufig über die eigenen Kräfte hinaus.

Wir trauern in unserem Land um mehr als 70.000 Coronatote in einem Jahr!

Liebe Gemeinde, kennen Sie Menschen in ihrem näheren Umfeld, die Ähnliches: Einsamkeit, Ausgrenzung und Demütigungen, gar Folter und Gewalt erlebt haben? Haben Sie selbst schon etwas Ähnliches erfahren? Oder waren Zeugin einer Missachtung, Diskriminierung oder gar Gewalttat? Das hinterlässt Wunden und Narben in unserer Seele. Diese Beispiele und Ihre Erinnerungen sind eine Klage und Anklage!

Ob es wohl jemals eine Gesellschaft oder community gab, in der es weder Ausgrenzung noch Verachtung, keine Gewalt gab?

Erzählt wird, dass die Buschleute, die seit mehr als 10.000 Jahren im Gebiet des heutigen Namibia leben, eine sehr friedvolle, auf Konsens angelegte Kultur gehabt hätten. Einer der Besonderheiten des Sozialisationsprozesses der Ju/'Hoansi war die Gleichheit von Mädchen und Jungen, die sich beim Spielen aber auch bei der kompletten Sozialisation der Kinder durch beide Elternteile sowie durch die komplette erweiterte Familie zeigte. Ein Beispiel wie sich dies in der Praxis traditionell jagender Ju/'Hoansi darstellt ist die Teilung von Fleisch unter den Familien der Jäger. Nicht der erfolgreiche Schütze wurde bei der Jagd als „Besitzer“ des Fleisches angesehen und gewürdigt, sondern der Hersteller des todbringenden Pfeils. Dieser teilt das Fleisch mit den anderen Jägern, diese wiederum mit ihren Familien und Großfamilien. Diese Teilung, nicht nur von Fleisch, sondern auch von anderen Konsumartikeln oder eingehandelten Waren, war streng reguliert und wurde in Riten und Zeremonien praktiziert. Durch den Kolonialismus ist Vieles davon zerstört worden.

Im altorientalischen Israel gab es wie in den kleinen und großen Nachbarstaaten – und reichen auch Ausgrenzung, Mißachtung, Sklaverei und Gewalt. Aber auch die Propheten und Prophetinnen, die den Finger in diese Wunde legten, öffentlich klagten und anklagten.

Und es gab und gibt im Judentum zahlreiche Feste Rituale und Feste, die die Erinnerungen und damit die Mahnung wachhalten: z.B. Pessach, das Jesus mit seinen Jüngerinnen und Jüngern vor seinem Tod mit dem Sederabend feiert. Es erinnert an den Auszug aus Ägypten, die Befreiung der Israeliten aus der Sklaverei. Gemeinsam wird mit Speisen gefeiert, die an die Tränen erinnern: salziges Wasser, die Bitterkräuter und Mazzen: ungesäuertes Brot. Die Fragen werden von Kindern gestellt und dann erzählt und gelesen, was geschah. Erstmals habe ich in den 90er Jahren in Göttingen an einem Sederabend teilgenommen und war sehr beeindruckt, wie es gestaltet wurde: kommunikativ, traurig und am Ende fröhlich, befreiend und tanzend. So wie Mirjam, die die Pauke schlug, sang und tanzte.

Der Text aus dem Jesajabuch, das sog. Lied des Leidenden Gottesknechtes, eines

von dreien im Jesajabuch – das wir im Ausschnitt gehört haben, wird seit einigen Jahren wieder an Yom Kippur, dem jüdischen Versöhnungstag gelesen. Das Volk Israel habe stellvertretend für die Völker gelitten, so die rabbinische Deutung. Nicht ein einzelner Mensch hat all das getragen, um die Sünde der Menschen zu sühnen. Letzteres ist eine der christlichen Deutungen, die dazu führte, dass der Text in jüdischen Gottesdiensten kaum noch gelesen wurde.

Liebe Gemeinde, kann ein einzelner Mensch stellvertretend für andere leiden und sterben?

Kann ein Mensch, wie Jesus, der von der militärischen Besatzungsmacht umgebracht wurde, uns erlösen?

Jemand, der in seiner Religion tief verwurzelt, als Prophet auftrat und als gelehrter Rabbiner mit anderen Rabbinern Streitgespräche führte, darf er von uns Christen vereinnahmt werden. Seit vielen Jahren ist das immer wieder Thema im christlich-jüdischen Dialog, obwohl Jesus eigentlich für die Juden und Jüdinnen keine Rolle spielt. Aber die jeweilige Deutung der Torah und des Tannach und vor allem ausgewählter Texte wie dieser, ist ein zentraler Punkt in unserem Dialog.

Jesu Tod am Kreuz war ein besonderer und zugleich kein besonderer. Neben ihm starben zwei Männer, die wie er gekreuzigt wurden.

Über Jahrtausende waren die Menschen erfinderisch in Tötungsmethoden und bis heute ist die Todesstrafe nicht abgeschafft, wie Sie wissen, auch nicht in manchen Staaten der USA.

Jesus war und ist für uns ein besonderer Mensch, weil er und vor allem jene, die später in seinem Namen die gute Botschaft der Liebe Gottes verbreiteten, uns verbanden mit einer viel älteren Religion.

Liebe Gemeinde, ich möchte Ihnen eine Serie, die bei Netflix gezeigt wird, ans Herz legen. „Stihsel“, eine israelische Serie, die in dem Milieu der ultraorthodoxen Juden und jÜdinnen in Jerusalem spielt, im Stadtteil Gu'al unter den Haredim. Die SchauspielerInnen sind großartig und es ist ein freundlicher Innenblick. Die Macher der Serie stammen aus diesem Milieu, sind aber heute säkular. Diese Serie ist nun mit der dritten Staffel zu sehen, die Sprache ist hebräisch und vor allem jiddisch, mit deutschen oder englischen Untertiteln. Die Großfamilie lebt nach strengen Regeln und ihre Mitglieder loten sie zugleich aus. Neben den strengen und emotionalen Ansagen des Patriarchen Shulem Shtisel an seine erwachsenen Kinder gibt es immer wieder Szenen, die eine große Barmherzigkeit aufleuchten lassen. Die Frauen sind zudem sehr stark. Die Serie ist bei Hipstern in Tel Aviv ebenso beliebt wie bei jenen Orthodoxen, die Fernsehen schauen, in Jerusalem. Also grenzüberschreitend, denn die beiden Bevölkerungsgruppen haben im normalen Leben keine Berührungspunkte. Für mich ist sie eine Entdeckung, weil ich Vorurteile gegenüber den orthodoxen Juden und ihrem Lebensstil habe, gespeist auch von eigenen Eindrücken und Erzählungen.

Der filmische Blick in dieses Milieu ist kritisch und zugleich liebevoll, weil es um Gefühle, Lebensgestaltung und Religion im Alltag, um Beziehungen, Aufrichtigkeit

und Gestaltung von Spiritualität sowie Lernen geht.

Liebe Gemeinde, Ich bin zutiefst überzeugt, dass jene Frauen und Männer, die ich zu Beginn genannt habe, jene sind, die „stellvertretend“ für uns leiden und sterben. Sie sind diejenigen, die uns auf die Wunden und Wundmale in unserem Zusammenleben hinweisen. Sie und viele andere mehr, die weltweit unter Krieg und Gewalt, Hunger und Not leiden, die „unsere Sünden“ tragen. Denn unsere Sünde ist, dass wir zulassen, dass unsere Welt ist wie sie ist: Dass wir zulassen, dass die Lebensgrundlage für unsere Kinder und Kindeskiner zerstört wird. Dass wir zulassen, dass Menschen in unserem Land diskriminiert werden.

In unserem Grundgesetz ist verankert, dass jeder und jede eine Würde hat und diese zu achten ist. Das ist ein großer Schatz, ebenso wie die gesetzliche Gleichstellung von Mann und Frau. Und dennoch halten wir das nicht ein und nicht durch!

Diese Menschen zeigen uns, wo wir Einzelne und als Gesellschaft schwach sind. Sie fordern uns durch ihr Leiden und die Toten durch ihren Tod, nicht bequem zu werden.

Und ich bin daher traurig und ärgerlich, dass ein Theologe, den ich seit meinem Studium kenne, in einem Interview in der HAZ gesagt hat, dass es zu wenig sei, wenn wir nur von dem Gott sprechen, der mitleidet. Das ist doch der Kern unseres Glaubens: dass Gott mit den Menschen, mit seinen Kindern leidet und zürnt über jene, die andere Menschen kränken, demütigen, verletzen und töten

Liebe Gemeinde, wir haben gebetet mit den Worten des Psalms „schaffe in mir, Gott ein reines Herz und gib mir einen neuen beständigen Geist“. Das liebe Gemeinde, ist mir wichtig, dass wir uns nicht entmutigen lassen, auch wenn wir müde sind. Dass wir einander stärken und nicht verzweifeln.

Dass wir die Toten nicht vergessen, aber auch nicht das Leben.

Amen

